

Raab M (2016) Kämpfe um Lebensformen und Ressourcen im Feld der konsensuellen Nichtmonogamie. In: Carstensen T, Groß M and Schrader K (eds) Care | sex | net | work: Feministische Kämpfe und Kritiken der Gegenwart. Münster: Unrast, pp. 41–49.

Michel Raab

Kämpfe um Lebensformen und Ressourcen im Feld der konsensuellen Nichtmonogamie

Auch in den 2000er Jahren ist die Ehe trotz abnehmender Verbreitung immer noch Ziel und Leitbild des Zusammenlebens (Notz 2015: 19, Scholz/Lenz 2013: 286). Als Institutionalisierung der Heterosexualität ist sie eine bedeutsame, die Geschlechterverhältnisse stabilisierende Instanz, die sozialem Wandel entgegensteht (van den Boogaart 1994: 32 f.). Insofern verwundert es nicht, dass Feministinnen schon im 17. Jahrhundert Lebens- und Arbeitsgemeinschaften gegründet haben, um abseits von Ehe und Familie ein freieres Leben zu führen (Notz 2015: 64). Der Verstoß gegen die Monogamienorm wurde als aktives Eintreten gegen Geschlechternormen gedeutet (vgl. Kollontaj/Kirchner 2013: 30). Monogamie wurde kritisiert als wichtige Grundlage des patriarchalen Privilegs, das Männern Verfügungsgewalt über weibliche Körper gibt und Einverständnis mittels der Ideologie der romantischen Liebe herstellt (Jackson/Scott 2002 zit. nach Aguilar 2013: 108). Dass die Auflösung der Monogamienorm nicht notwendig zu weniger patriarchalen Beziehungsformen führt, hat die Geschichte der *freien Liebe* im Nachgang von 1968 deutlich gezeigt¹. Ich möchte im Folgenden ausloten, ob heute im Feld der konsensuellen Nichtmonogamie feministische Kämpfe geführt werden, anschließend an vergangene Kämpfe um Lebensformen.

Die Menschen, mit denen ich im Verlauf meiner Forschung zu konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken gesprochen habe, bezeichnen sich als schlampig, nichtmonogam oder queer, sie leben in offenen Beziehungen, Lebenskonstrukten, Geflechtern, Liebschaften, Kommunen, Mehrfachbeziehungen, Affären, Lebensgemeinschaften, Familien und Intimfreundschaften. Manche weigern sich bewusst, ihr Beziehungsnetzwerk auf einen eindeutigen Begriff zu bringen. Viele sagen, sie sind oder leben poly. Die Interviews führen mich in queere Ladenlokale und spirituelle Landkommunen, ebenso wie in Einfamilienhäuser und WG-Küchen. Der überwiegende Teil derjenigen, die ich befragen konnte (bisher 200 Online-Fragebögen, 15 narrative Einzelinterviews), verstehen sich als Angehörige einer alternativen oder linken Szene und formulieren einen feministischen, queeren Anspruch an sich selbst und ihre Beziehungsführung. Sie hadern mit ihrer Geschlechtsidentität oder problematisieren, dass sie als Mann oder Frau >erkannt< oder >typisiert< werden. Fast alle Interviewpartner_innen wollen ihre

¹ Vgl. z.B. Schlothauer (1992) oder auch den Dokumentarfilm »Meine Keine Familie« des ehemaligen Kommunarden Paul-Julien Robert, der auf beängstigende Art und Weise zeigt, wie der Zwang zur *freien Liebe* in der spirituellen Kommune *Friedrichshof* zu einem autoritären System kumuliert ist.

Beziehungspraxis in einem Prozess ständiger Kommunikation auf Augenhöhe gemeinsam aushandeln, statt sich von Normen bestimmen zu lassen. Sie unterscheiden soziale und biologische Verwandtschaft und geben ersterer den Vorrang. Viele formulieren eine Abneigung gegenüber institutioneller Einmischung in persönliche, insbesondere sexuelle, Angelegenheiten. Fast alle Befragten teilen einen empathischen Bezug auf wechselseitige Fürsorge, teilweise wird die Dominanz von Lohnarbeit in der Gesellschaft kritisiert.

Da viele meiner Interviewpartner_innen mit ihrer Lebensweise gesellschaftspolitische Fragestellungen und Ziele verbinden sowie oftmals entlang dieser Lebensweise lokal oder überregional vernetzt sind oder waren, werde ich in diesem Artikel die Poly-Szene als soziale Bewegung betrachten. Ich werde die Frage, ob in diesem Kontext feministische Kämpfe geführt werden, auf den von Gabriele Winker und Nina Degele (2009) vorgeschlagenen analytischen Ebenen von Identität, symbolischer Repräsentation und Sozialstruktur diskutieren und dabei erste Ergebnisse meiner empirischen Forschung mit einbeziehen. Dadurch wird deutlich werden, dass dieses mehrdimensionale Raster sich für eine Fragestellung der Bewegungsforschung eignet, weil es einen starken Fokus auf Selbstkonstruktionen und kulturelle Deutungsmuster legt und diese in ihren Wechselwirkungen mit materiellen Strukturen analysiert.

»Auf der Arbeit wussten immer alle Bescheid« – Identität und Repräsentation

Kämpfe um Identität drehen sich an erster Stelle darum, ob ich in sinnhafter Weise einen Satz der Form »Ich bin ...« sagen kann – es geht um Intelligibilität (Butler 1991: 45). In der hegemonialen Beziehungsordnung sind amouröse oder sexuelle Beziehungen zwischen mehr als zwei Personen nur als Abweichung sinnhaft, diesen Zusammenhang haben Pieper und Bauer (2005) als Mononormativität bezeichnet. Um die eigene Art, Beziehungen zu leben, sinnhaft sagbar zu machen, liegt es nahe, ihr einen Namen zu geben, einen kulturellen Identitätsentwurf zu schaffen, mit denen konkrete Subjekte sich identifizieren können (Cockburn/Ormrod 1997: 23). Gelingt es, einen solchen zu etablieren, kann damit eine positive Übereinstimmung zwischen Identität, Wahl der Beziehungsform und Korrektheit des Beziehungsverhaltens dokumentiert werden (Goffman 1982: 268). Offen sagen zu können »Ich bin poly.« statt verschämt zuzugeben, dass man »fremdgeht«, ist ein wichtiger Schritt, sich selbst und der Umwelt zu signalisieren, dass die nichtmonogame Beziehungsführung legitim ist und nicht als »Ausweis von Skrupellosigkeit, Unreife oder gar psychischer Erkrankung gehandelt wird« (Mayer 2014: 178). Identitätspolitik schafft Identitätsangebote und setzt darauf, dass es dadurch gelingt, einen nicht-defizitären Status in der bestehenden Sinnordnung zu erkämpfen.

Das erfolgversprechendste Argument für den Einlass nicht-hegemonialer Lebensweisen in die Normalität ist in dieser Form der Politik paradoxerweise das *Sein*, das doch gerade erst erstritten wird: »Ich selbst bin eine Sandkastenschlampe« meint Gita Tost (2000: 97), man könnte fortsetzen: ... und verdiene es daher, dass meine Art zu leben anerkannt wird. Vergangene Kämpfe um Identität haben allerdings gezeigt, dass die Konstruktion eines *so Seins* Machteffekte zeitigt. Das identitär geformte Subjekt wird dadurch zugleich sprechmächtig und den Regeln unterworfen, die für die jeweilige Identität gelten (Genschel 2001: 823). Denn im Verlauf der Etablierung einer neuen Identität entsteht sukzessive ein konstitutives Außen, das als *nicht so Sein* verstanden wird (Hark 2000: 39).

Die vorläufigen Ergebnisse meiner Empirie deuten nicht darauf hin, dass im Feld der konsensuellen Nichtmonogamie derzeit starke Identitätskonstruktionen bestehen. Schon die eingangs erwähnte Fülle von Selbstbezeichnungen macht klar, dass derzeit noch kein verallgemeinerter Begriff zur Selbstbezeichnung vorliegt. Auch gibt es nur wenige Hinweise darauf, dass das Merkmal *nichtmonogam lebend* die Rolle einer identitären Mastererzählung annimmt, in der Personen – in der Selbst- oder Fremdbezeichnung – auf die Eigenschaft des *Nichtmonogam-Seins* reduziert werden. Gleichwohl lässt sich die Verbreitung der bekanntesten Form konsensueller Nichtmonogamie, die *Polyamory*, als Ergebnis von Subjektivierungs- und Normalisierungsprozessen verstehen.

Ich werde im Folgenden zeigen, wie die Ideen der US-amerikanischen Polyamory-Bewegung in zwei Wellen in Deutschland aufgegriffen wurden. Ich skizziere eine erste, kleinere Welle, die im Kontext der Debatte um die Homo-Ehe als Abgrenzung entstanden ist, und eine zweite, größere, die identitätspolitisch argumentiert hat.

»Es ist ja erstmal auch die Frage, als welche Form von nichtexklusiver Beziehung man die Beziehung darstellt« – Repräsentation und Normalisierung

1995 hat die Fraktion der GRÜNEN unter Rekurs auf eine Kampagne des Schwulenverbands Deutschland (SVD) einen Gesetzentwurf zur Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare in den Bundestag eingebracht. In der folgenden Legislaturperiode wurde ein Teil der Forderung des mittlerweile zum LSVD erweiterten Verbands im Lebenspartnerschaftsgesetz verankert. Die (L)SVD-Kampagne für die Öffnung der Ehe wurde von Teilen der schwul/lesbischen Szene harsch kritisiert. Ein Teil der Kritiker_innen argumentierte unter Verweis auf die subjektivierende Macht von Institutionen: Die Lebenswelt von Schwulen und Lesben würde durch die Unterwerfung unter die im heterosexuellen Kontext entstandene Ehe-Norm diskursiv heterosexualisiert (Phelan 2000: 136 f.).

Ein anderer Teil kritisierte die normierende Wirkung von rechtlich fixierten Beziehungsformen und erarbeitete einen Vorschlag zur Abschaffung der Eheprivilegien, der »die Gleichstellung *aller* Lebensweisen« (Schenk 2000: 140, Hervorhebung im Original) zum Ziel hatte. Zudem versuchte die feministisch/anarchistische Kampagne *Schlampagne* in dieser Zeit, den Begriff Schlampe positiv umzudeuten als »widerständig l(i)ebende Frau, die ihre Beziehung(en) keiner herrschenden Norm anpassen will« (Blum 2000: 91). Obwohl sich die Kampagne nie explizit auf Polyamory bezogen hat, kann sie doch als der erste organisierte Versuch gelesen werden, das später so bezeichnete Phänomen in Deutschland bekannt zu machen. Polyamory wurde in den USA durch das Buch »The ethical slut« (Easton/Liszt 1997) bekannt – »Die ethische Schlampe« bzw. in der deutschsprachigen Übersetzung »Schlampen mit Moral« (Easton/Hardy 2014). In der Lesart der *Schlampagne* wurde die Identität Schlampe zwar positiv bewertet, jedoch inhaltlich durch eine Negation bestimmt: Es wurde nicht versucht, einen Platz in der Normalität zu erstreiten, sondern eine Identität konstruiert, die sich als konstitutives Außen bestehender Weiblichkeitsnormen definiert. Durch diese negatorische Wendung hat die *Schlampagne* der positiven Identitätspolitik des (L)SVD gewissermaßen eine Antiidentitätspolitik entgegengesetzt. Statt die hegemoniale Beziehungsordnung so zu modifizieren, dass monogame Schwule und Lesben darin einen legitimen Platz einnehmen können, zielte die *Schlampagne* drauf, die Selbstverständlichkeit der Normalität zu dekonstruieren, in der homosexuelle ebenso wie nichtmonogame Selbstentwürfe als konstitutives Außen legitimer Subjektivierung dienen.

Obwohl die *Schlampagne* nur ein Jahr als Kampagne sichtbar war, beziehen sich noch heute Menschen, die nichtmonogam leben, auf sie. Ein Teil des aktuellen Feldes konsensueller Nichtmonogamie ist also als soziale Bewegung gegen die normalisierenden Effekte der Forderung nach der Ehe für Lesben und Schwule entstanden. Die *Schlampagne* hat einen feministischen Kampf gegen die Ehe geführt, genauer gesagt einen queer-feministischen, der aus der Abgrenzung zu einem bürgerrechtlichen entstanden ist.

Im deutschsprachigen Diskurs ist die Selbstbezeichnung *poly* heute viel bedeutsamer als *Schlampe/schlampig*. Als Erklärung dafür liegt nahe, dass der offene Bezug auf das Pejorativ Schlampe und der Verzicht auf eine positive Bestimmung von Identität in der Breite nicht anschlussfähig war. Als *polyamor* oder *poly* benennen in meinem Online-Survey mehr als die Hälfte der Befragten ihre Beziehungsnetzwerke². Während die Kritik der *Schlampagne* nur noch eine marginale Rolle spielt, entsteht mit *poly sein* eine neue, positiv gefasste Identität. Wie auch bei der Forderung nach der Gleichstellung homosexueller Partnerschaften geht

2 Freitextantwort zur Frage: »>Konsensuell nichtmonogames Beziehungsnetzwerk« ist ein wissenschaftlicher Begriff, den kein Mensch im Alltag verwendet. Wie nennst Du die Beziehungsform, in der Du lebst?«

es dabei darum, Anerkennung einzufordern. Beispiele aus den USA zeigen, dass diese Bestrebung auch in bürgerrechtliche Forderungen nach einer gesetzlichen Anerkennung münden kann (Robinson 2013: 21).

Die neuere Bewegungsgeschichte der konsensuellen Nichtmonogamie im deutschsprachigen Raum lässt sich also so beschreiben, dass die Idee der *ethischen Schlampe* zuerst als bewusst gewähltes konstitutives Außen der eingetragenen Lebenspartnerschaft aufkam und später unter der Bezeichnung Polyamory reformuliert wurde. Mit der Konstruktion einer positiv gefassten Identität *poly sein* wird die Dialektik von Ein- und Ausschluss auf einer höheren Stufe neu verhandelt, wobei als konstitutives Außen der Poly-Bewegung die Abgrenzung zu unverbindlichem Sex oder nicht vollständig offen ausgehandelten Beziehungsformen dienen kann (vgl. Sheff 2006: 621, Klesse 2006, Schroedter/Vetter 2010: 36).

»Damit hat keiner von uns beiden die Möglichkeit, in Elternzeit zu gehen« – Normalität und materielle Ressourcen

Ein starkes Argument für identitätsbildende Normalisierungspolitiken sind Verweise auf die mit dem Fehlen einer rechtlichen Repräsentation verbundenen materiellen Benachteiligungen. Meine Interviews deuten darauf hin, dass private Selbstdefinitionen da an eine Grenze kommen, wo Personen aufeinander angewiesen sind. So thematisieren Eltern in nichtmonogamen Beziehungen, dass es rechtlich nicht möglich ist, drei oder mehr Erwachsenen gleiche Rechte und Pflichten in Bezug auf ein gemeinsames Kind zuzuweisen (vgl. Schadler 2015). Menschen, die in größeren Beziehungsnetzwerken leben, können kein gemeinsames Sorgerecht erhalten, sind steuerrechtlich benachteiligt, müssen ihre Erbschaftsangelegenheiten notariell regeln, können nur unter Schwierigkeiten eine aufenthaltsrechtliche Familienzusammenführung herbeiführen, können nur bedingt Elternzeit in Anspruch nehmen und unterliegen weiteren Benachteiligungen. Dies leitet über zu einer Dimension von Lebensformenpolitik, die ich bisher noch nicht diskutiert habe: Kämpfe um Ressourcen.

Seit 2013 ist die eingetragene Lebenspartnerschaft weitgehend der Ehe gleichgestellt, lediglich das Recht gleichzeitiger Adoption steht noch aus (LSVD 2015). In Bezug auf die finanziellen Effekte der Verbindung hat allerdings im gleichen Zeitraum die Bedeutung der Ehe abgenommen. Mit der 2003–2006 erfolgten Abkehr vom Familienernährermodell wird die Ehe kaum noch als Ort der Reproduktionsarbeit staatlich gefördert: Schlechtverdienende Paare erhalten nach dem Umbau vom Elterngeld zum Erziehungsgeld faktisch keine Transferleistungen mehr für die Kindererziehung, weil das Erziehungsgeld mit dem Arbeitslosengeld verrechnet wird (Winker 2013: 123). Für Besserverdienende wurde im TVÖD der Ortszuschlag, einer Zulage, die bis dahin für Kinder gezahlt wurde, gestrichen (Winker 2007: 34).

Paradoxerweise ist damit ein Teil der Forderungen nach Öffnung der Ehe erfüllt: Die normalisierenden Effekte der Ehe haben abgenommen, leider aber nicht vorrangig, weil das »trojanische Pferd« (Lautmann 1997) Homo-Ehe kulturell erfolgreich war, sondern weil das Ziel, »das Familienrecht grundsätzlich den Bedürfnissen der Zeit anzupassen« (Hinzpeter 2000: 12), in der Form umgesetzt wurde, dass heute alle Menschen grundsätzlich für sich selbst verantwortlich sind und nur noch Besserverdienende staatliche Förderung für ihr Privatleben erhalten.

So kontextualisiert eröffnet sich für die im Feld der Nichtmonogamie verbreitete Abneigung gegenüber institutioneller Einmischung ins Privatleben eine neue Bedeutung. Im Sozialstaat alter Ausprägung wurde konventionelle Beziehungsführung vom Staat reguliert, aber auch finanziell gefördert. Da die finanzielle Förderung heute wegfällt, gibt es keinen rationalen Grund mehr, die Regulierung zu akzeptieren. In diesem Sinne ist es plausibel, die Verbreitung von Poly-Beziehungen auch als Ergebnis von Deregulierung und damit als individuelle Strategie im Umgang mit dem neoliberalen Umbau des Sozialstaats zu deuten.

Als alleinige Erklärung reicht dieser Zusammenhang freilich nicht, da staatlich anerkannte Kollektivität nicht die einzige ist, die es gibt. So beziehen sich viele meiner Interviewpartner_innen in anderen solidarischen und oft größeren kollektiven Formen aufeinander, während ihnen die Anerkennung als Familie im Sinne sozialstaatlicher Regulation fehlt. Das lässt sich so interpretieren, dass eine Realität selbstorganisierter kollektiver Care in selbstbestimmten Netzwerken abseits juristischer Einschüsse und staatlicher Anerkennung existiert, die an feministische Perspektiven anschließt. Dem ersten Eindruck nach haben solche Orientierungen vor allem da Einfluss, wo eine normative Orientierung durch kollektive Wohnformen abgestürzt wird. Das zeigt sich, wenn man, wie ich es tue, die Fürsorgedichte in Netzwerken vergleicht³.

Auch wenn solche kollektiven Anstrengungen im Einzelfall Freiheitsgrade erweitern, bergen sie die Gefahr, die Funktion der verschwindenden Ehe für die Produktion von Arbeitskraft zu ersetzen (vgl. Ganz 2007: 64 f.). Um aus der Orientierung an solidarischen und kollektiven Formen eine Perspektive zu machen, die einen Zuwachs an Verfügungsgewalt über gesellschaftliche Rahmenbedingungen denkbar macht, sind deshalb weitere Kämpfe nötig.

³ Hier deutet sich an, dass die Poly-Bewegung aufgrund ihrer teilweise individualistischen und materiell gut abgesicherten Perspektiven eine wichtige soziologische Einsicht aus dem Blick verliert, nämlich, dass Sozialstrukturen tendenziell wirkmächtiger sind als Haltungen. Da ich denke, dass dieser Voluntarismus sowohl die emanzipatorischen Potentiale wie auch die solidarischen Praxen innerhalb der Bewegung begrenzt, plädiere ich für care-theoretische Argumentationen im Feld der Nichtmonogamie.

Immer wieder »unser Stück vom Kuchen« oder endlich die ganze Bäckerei?

Die Geschichte nichtmonogamer Repräsentation und Kritik zeigt, dass die Strategie, auf dem Feld der Beziehungsführung durch Identitätspolitik Einschluss in die Zone der hegemonialen Norm zu erkämpfen und dadurch Zugang zu bisher verwehrten Ressourcen zu erreichen, nur bedingt gelungen ist: Im gleichen Zeitraum, in dem die Partnerschaften von Schwulen und Lesben denen von Heterosexuellen gleichgestellt wurden, wurden die umverteilenden Funktionen massiv abgebaut. Die Normalisierungseffekte eines privilegierten Zugangs zu Ressourcen zu problematisieren, nützt also wenig, wenn nicht gleichzeitig um die Ressourcen selbst gekämpft wird. Solange also der Sozialstaat die maßgeblichen Rahmenbedingungen für soziale Ausgleichs setzt, sollte die Poly-Bewegung nicht nur dafür entstehen, dass auch Menschen in unkonventionellen Beziehungen ihr »Stück vom Kuchen« (Bubeck 2000) erhalten, sondern dafür streiten, dass überhaupt noch umverteilt wird. Statt Nichtmonogamie als Ehrechtsanliegen zu thematisieren, gäbe es für Menschen, die in polyamoren oder schlampigen Beziehungsnetzwerken leben, gute Gründe, sich in Kämpfe um soziale Infrastruktur und öffentliche Daseinsvorsorge einzumischen, wie sie z.B. derzeit im Netzwerk Care-Revolution diskutiert werden. Gleichzeitig können Menschen in nichthegegonialen Beziehungen insbesondere da, wo sie als »Alltagspionier_innen« (Kruppa 2013: 149) neue Formen solidarischer und selbstorganisierter Kollektivität entwickeln, als Basisbewegung dazu beitragen, Alternativen zu bestehenden Formen der Daseinsvorsorge aufzubauen. Denn auf lange Sicht wird sich persönliche Freiheit von Ehe- und Monogamie-Normen erst dann entfalten können, wenn sich der gesellschaftliche Rahmen derart ändert, dass die Freiheit der einen nicht mehr auf Kosten derer geht, die sich das einfach nicht leisten können.

Literaturverzeichnis

- Aguilar, Jade (2013): Situational Sexual Behaviors: The Ideological Work of Moving toward Polyamory in Communal Living Groups. In: *Journal of Contemporary Ethnography* 42(1), 104–129.
- Blum, Jule (2000): Wider die Sprachlosigkeit: Beziehungsweisen und ihr Ausdruck in der Sprache. In: Ilona Bubeck (Hrsg.): *Unser Stück vom Kuchen: Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe*, Berlin, 87–91.
- Bubeck, Ilona (2000): Geteilte Sehnsucht. In: Ilona Bubeck (Hrsg.): *Unser Stück vom Kuchen: Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe*, Berlin, 7–10.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt am Main.
- Cockburn, Cynthia/Ormrod, Susan (1997): Wie Geschlecht und Technologie in der sozialen Praxis »gemacht« werden. In: Irene Dölling/Beate Kraus (Hrsg.): *Ein alltägliches Spiel: Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt a.M., 17–47.

- Easton, Dossie; Hardy, Janet W. (2014). *Schlampen mit Moral: Eine praktische Anleitung für Polyamorie, offene Beziehungen und andere Abenteuer*, München.
- Easton, Dossie/Liszt, Catherine A. (1997): *The Ethical Slut: A Guide to Infinite Sexual Possibilities*, San Francisco.
- Ganz, Kathrin (2007): Neoliberale Refamiliarisierung & queer-feministische Lebensformenpolitik. In: Melanie Groß/Gabriele Winker (Hrsg.): *Queer-|Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse*, Münster, 51–78.
- Genschel, Corinna (2001): Erstrittene Subjektivität: Diskurse der Transsexualität. In: *Das Argument* 43(6), 821–834.
- Goffman, Erving (1982): *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*, Frankfurt am Main.
- Hark, Sabine (2000): Durchquerung des Rechts: Paradoxien einer Politik der Rechte. In: *quaestio* (Hrsg.): *Queering Demokratie: Sexuelle Politiken*, Berlin, 28–44.
- Hinzpeter, Werner (2000): Aktion Sandmännchen: Von Risiken und Nebenwirkungen der Zweierkisten und real-utopischen Alternativen. In: Ilona Bubeck (Hrsg.): *Unser Stück vom Kuchen: Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe*, Berlin, 11–17.
- Jackson, Stevi; Scott, Sue (2002): *Whatever Happened to Feminist Critiques of Monogamy? Feminist Seventies Conference*, University of York, England, Zit. N. <http://sociologyindex.com/monogamy.htm>. 10.04.2016.
- Klesse, Christian (2006): Polyamory and its »Others«: Contesting the Terms of Non-Monogamy. In: *Sexualities* 9(5), 565–583.
- Kollontaj, Aleksandra M./Kirchner, Barbara (2012). *Barbara Kirchner zu Alexandra Kollontaj: Autobiographie einer sexuell emanzipierten Kommunistin*, Hamburg.
- Kruppa, Doreen (2013): Freundschaftszentrierte Lebensweisen und die Privilegierung der (hetero-)sexuellen Paarbeziehung und der Familie. In: Cornelia Giebeler/Claudia Rademacher/Erika Schulze (Hrsg.): *Intersektionen von race, class, gender, body. Theoretische Zugänge und qualitative Forschungen in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit*, Opladen, 135–150.
- Lautmann, Rüdiger (1997): Das Trojanische Pferd der Homopolitik. In: Detlef Grumbach (Hrsg.): *Was heißt hier schwul? Politik und Identitäten im Wandel*, Hamburg, 57–69.
- LSVD (2015): *Lesben- und Schwulenverband Deutschland. Stand der rechtlichen Gleichstellung*. Zit. n. <https://www.lsvd.de/recht/lebenspartnerschaft/stand-der-gleichstellung.html>, 06.12.2015.
- Mayer, Gesa (2014): Mangel-Erscheinungen: Die Monogamie-Norm und ihre Logik des Mangels. In: Ilse Nagelschmidt/Britta Borrego/Uta Beyer (Hrsg.): *Interdisziplinäres Kolloquium zur Geschlechterforschung II: Neue Beiträge*, Frankfurt am Main, 171–197.
- Phelan, Shane (2000): Verwandtschaft und (Staats-)BürgerInnenschaft: Neue Einschlüsse, neue Ränder. In: *quaestio* (Hrsg.): *Queering Demokratie: Sexuelle Politiken*, Berlin, 130–142.
- Pieper, Marianne/Bauer, Robin (2005). *Polyamory und Mono-Normativität: Ergebnisse einer empirischen Studie über nichtmonogame Lebensformen*. In: Laura Méritt/Traude Bührmann/Nadja Boris Schefzig (Hrsg.): *Mehr als eine Liebe*, Berlin, 59–70.

- Robinson, Margaret (2013): Polyamory and Monogamy as Strategic Identities. In: *Journal of Bisexuality* 13(1), 21–38.
- Schadler, Cornelia (2015): Poly networks and parenting practices. 1st Non-Monogamies and Contemporary Intimacies Conference, Lissabon, September 2015, Zit. n. <http://feshoes.fesh.unl.pt/index.php?conference=INMCI&schedConf=INMCI&page=paper&op=view&path=261.09.02.2016>
- Schenk, Christina (2000): Einen neuen Kuchen backen. In: Ilona Bubeck (Hrsg.): *Unser Stück vom Kuchen: Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe*, Berlin, 131–141.
- Scholz, Sylka/Lenz, Karl (2013): »Biss dass der Tod Euch scheidet?«: Diskursive Deutungsangebote und kulturelle Leitideen für Familien in aktuellen Ratgebern. In: *sozialer sinn* 14(2), 277–308.
- Sheff, Elisabeth (2006): Poly-| Hegemonie Masculinities. In: *Sexualities* 9(5), 621–642.
- Töst, Gita (2000): Lesbische L(i)bensweisen: Von Risiken und Nebenwirkungen der Zweierkisten und real-utopischen Alternativen. In: Ilona Bubeck (Hrsg.): *Unser Stück vom Kuchen: Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe*, Berlin, 93–115.
- van den Boogaart, Hilde (1994) *Beziehungen: Soziale Kontrolle, Feminismus und Foucault*, Bonn.
- Winker, Gabriele (2007): Traditionelle Geschlechterordnung unter neoliberalen Druck. Veränderte Verwertungs- und Reproduktionsbedingungen der Arbeitskraft. In: Melanie Groß/Gabriele Winker (Hrsg.): *Queer-|Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse*, Münster, 15–50.
- Winker, Gabriele (2013): Zur Krise sozialer Reproduktion. In: Hans Baumann u.a. (Hrsg.): *Care statt Crash. Sorgeökonomie und die Überwindung des Kapitalismus. Denknetz Jahrbuch 2013*, Zürich, 119–133.
- Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheit*, Bielefeld.